

Es ist etwas anderes, ob man noch unschuldig in vormodernen Verhältnissen lebt oder ob man vom Baum moderner Erkenntnisse schon gekostet hat.

Christian Graf von Krockow

Wider die Geschichtsflucht

Gleich wohin den gegenwärtigen Papst seine Reisen führen: Er unterläßt es in seinen Predigten und Ansprachen nie, an herausragende Epochen und große Gestalten der Geschichte der Kirche und des christlichen Glaubens im jeweiligen Land bzw. in der jeweiligen Region zu erinnern, verbunden mit dem eindringlichen Appell an die Zuhörer, sich der Tradition des Christentums in ihrem Land würdig zu erweisen, sich von ihr zu entschiedenem Glaubenszeugnis motivieren zu lassen. Ob er bei seinem Deutschlandbesuch in Fulda das Wirken des heiligen Bonifatius herausstellt, in Frankreich wiederholt den Ehrentitel „älteste Tochter der Kirche“ rühmt oder den Koreanern das Vorbild ihrer Märtyrer aus dem letzten Jahrhundert vor Augen hält, Tenor und Zielrichtung sind jeweils gleich: Die großen Gestalten der Vergangenheit sollen Mut zum christlichen Bekenntnis machen.

Es wäre zu wenig, würde man in solchen Aussagen nur rhetorische Versatzstücke oder höfliche Verbeugungen vor den jeweiligen Gastgebern unter Zuhilfenahme historischer Reminiszenzen sehen. Dafür fügt sich die Beschwörung der christlichen Fundamente von Nationen und Kulturen viel zu gut in das Programm des Papstes, in dem das Zukunftsbild einer neuen Verbindung von christlichem Glauben und Kultur im Vorblick auf die Jahrtausendwende einen gewichtigen Platz einnimmt. Daß dabei vor allem die Verwurzelung Johannes Pauls II. in spezifisch polnischen Traditionsströmen eines für den Außenstehenden oft pathetisch-mystisch anmutenden nationalen Katholizismus eine Rolle spielt, läßt sich kaum bezweifeln.

Allerhand Wunschvorstellungen

Allerdings kann man es bei diesem Hinweis nicht bewenden lassen. Die Art und Weise, wie Johannes Paul II. mit der Geschichte der Kirche und des Glaubens umgeht, wie er sie zitiert, interpretiert und aktualisiert, verrät nicht nur einiges über sein geistig-theologisches Profil, sondern

wirft auch bezeichnende Schlaglichter auf ein Problem, das die Kirche als ganze betrifft, auch wenn es sich nirgendwo spektakulär und auffällig in den Vordergrund schiebt: Es gibt etliche Anzeichen dafür, daß in der Kirche zunehmend ein Umgang mit der Geschichte Platz greift, dem es vor allem auf den Aufweis von Identität und Kontinuität ankommt, der im Interesse rückwärtsgewandter Selbstlegitimation und eindrucksvoller Zukunftsbilder bewußt oder unbewußt problematische Einseitigkeiten in Kauf nimmt und differenzierungsbedürftige Befunde vereinfacht, damit aber Geschichte letztlich nicht mehr wirklich ernst nimmt.

Das so umrissene Syndrom tritt in verschiedenen Spielarten auf und findet sich längst nicht nur in päpstlichen oder bischöflichen Verlautbarungen. Auch sind nicht jeweils alle genannten Motive gleichermaßen wirksam, sondern mischen sich in unterschiedlichen Schattierungen. Reichlich Anschauungsmaterial liefern etwa diverse *Überlegungen zum gegenwärtigen Zustand der europäischen Christenheit* und den Möglichkeiten und Chancen ihrer Neuevangelisierung: Vielfach werden dabei idealisierte Gegenbilder eines vergangenen „christlichen Europa“ oder eines „christlichen Abendlandes“ gezeichnet, die mehr über die Wunschvorstellungen ihrer jetzigen Anwälte aussagen als über die historische Wirklichkeit. Aber auch wo versucht wird, Kirche als „Alternativgesellschaft“ im direkten Rückgriff auf das Vorbild der frühen christlichen Gemeinden neu zu beleben, wobei die Entwicklung der Kirche spätestens seit der Konstantinischen Wende eingeklammert wird, weicht man der Geschichte aus.

Als weitere Variante ist der immer noch nicht ausgestorbene Drang zu nennen, Irrwege und Fehler, sei es kirchlicher Amtsträger, sei es von Teilen des Kirchenvolkes, apologetisch zuzudecken, für den es nicht zuletzt in Stellungnahmen zum Verhalten der Kirche im Dritten Reich Beispiele genug gegeben hat. Auch manche Äußerungen des Papstes zur Missions- und Kolonialgeschichte, zu-

letzt bei seinem Kurzbesuch in Santo Domingo im vergangenen Herbst (vgl. HK, November 1984, 500–502), wären hier einzuordnen. (Allerdings sollte man auch die nachdenklich-antitriumphantischen Töne nicht außer acht lassen, die Johannes Paul II. in Österreich im Blick auf das Jahr 1683 anschlug.)

Damit ist schon zum Ausdruck gebracht, daß die namhaft gemachten Trends im gegenwärtigen Umgang der Kirche mit der Geschichte nicht einfach das Feld beherrschen. Das hängt damit zusammen, daß Geschichte inzwischen auf vielen Ebenen, mit recht verschiedenen Methoden und Interessen zum Thema wird: Von der teilweise hoch spezialisierten kirchengeschichtlichen Forschung und ihrem Niederschlag in Lehr- und Schulbüchern über kirchenamtliche Papiere und Stellungnahmen bis zu den Geschichtsbildern, die etwa in den Leserbriefspalten der Kirchenpresse zum Vorschein kommen. Das „katholische“ Geschichtsbild gibt es schon längst nicht mehr, auch wenn sich mehr oder weniger klischeeartige Rudimente davon erhalten haben.

Daß man die verstärkt zu beobachtenden Tendenzen zur selektiven Wahrnehmung geschichtlicher Wirklichkeit bzw. zu ihrer vorschnellen Funktionalisierung in ihrem Gewicht und ihren möglichen Wirkungen dennoch nicht unterschätzen sollte, ergibt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, daß sie in vieler Hinsicht recht gut in die gegenwärtige kirchliche und geistig-kulturelle Landschaft passen. Wenn heute manche frommen Geschichtsmythen wieder plausibler erscheinen, vielfach eher kritiklos hingenommen werden, dann ist das nicht der Erfolg irgendwelcher manipulierender Machenschaften, sondern hat durchaus *nachvollziehbare Gründe*. Dabei sind innerkirchliche und gesamtgesellschaftliche Entwicklungen vielfach miteinander verbunden.

Der Preis der Identitätssuche

Daß vielerorts in der Kirche eine intensive Suche nach einer einigermaßen fest umrissenen, zuverlässigen Identität eingesetzt hat, steht außer Frage. Zwar werden nebeneinander sehr *verschiedene Spielarten und Modelle neuer Identität im Glauben* und im christlichen Leben angeboten und ausprobiert. Die geistlichen Bewegungen von den Charismatikern bis zum Opus Dei gehören ebenso dazu wie die breit gefächerten Experimente mit neuen Gemeindeformen. So gut wie allen Bemühungen um verbindlichere und stärker in eine profane Umwelt ausstrahlendere Formen des christlichen Zeugnisses ist allerdings gemeinsam, daß ihr Verhältnis zur langen und vielfältigen Geschichte des Glaubens und der Kirche fast unvermeidlich problematische Züge aufweist: Wer sich auf der Suche nach Identität befindet, wird die Geschichte entweder zugunsten der elementaren Anfänge und ihrer überzeugenden Kraft ausklammern oder sich aus ihr nur die Stücke herausortieren, die den eigenen Anliegen und Bedürfnissen am leichtesten entgegenkommen. Er wird dagegen weit weniger geneigt sein, sich beim Aufbau seines

spirituellen Refugiums durch immer auch sperrige historische Befunde stören zu lassen.

Diese Haltung ist nicht nur in einzelnen Gruppen und Bewegungen anzutreffen. Sie ist auch integrierender Bestandteil einer *Pastoralstrategie*, deren Exponent und wirkmächtigster Verfechter Johannes Paul II. ist und die sich inzwischen zahlreiche kirchliche Amtsträger und Führungskräfte mehr oder weniger explizit zu eigen gemacht haben. Wenn die Kirche, so könnte man die Grundannahme dieser Strategie zusammenfassen, ihre Aufgabe als Zeichen der Versöhnung in einer zerrissenen Welt und als Hüterin des ihr anvertrauten Glaubensgutes erfüllen will, braucht sie dazu wieder mehr Selbstbewußtsein und Geschlossenheit, stabile Strukturen und ein unzweideutig klares Glaubens- und Frömmigkeitsprofil. Daraus ergeben sich dann auch entsprechend Akzente im Geschichtsverständnis: Gefragt ist vor allem ein positives, bejahendes Verhältnis zu geschichtlicher Identität und Kontinuität, das Bekenntnis zu großen Vorbildern, der Stolz auf eine jahrhundertealte Tradition. Gefragt ist katholisches Selbstbewußtsein, das seine Werte offensiv vertritt, sowohl im Blick auf die säkularisierte Gesellschaft wie auf die anderen christlichen Kirchen.

Zu solchem Selbstbewußtsein wird die Kirche im übrigen durchaus auch von *draußen* ermuntert. Es fehlt etwa in Teilen der profanen Presse nicht an Elogen über die jahrtausendalte Erfahrung, die in einer langen Geschichte erworbene Weisheit der katholischen Kirche im Umgang mit drängenden Problemen. Eine Institution, die in Jahrhunderten denkt und deren Geschlossenheit und Kontinuität respektvoll gewürdigt wird, läßt sich gut als *Gegenbild zu einem geschichtslos-hektischen Kultur- und Politikbetrieb* aufbauen.

Auch sonst kommen manche Entwicklungen im gesellschaftlichen Umfeld der kirchlichen Tendenz zur selektiv-verkürzenden Wahrnehmung von Geschichte durchaus entgegen. Das konkrete Geschichtswissen, das in der Schule wie durch die Medien vermittelt wird, ist oft recht zufällig und beliebig. An die Stelle des Impetus, möglichst genau und umfassend zu erfahren, „wie es eigentlich gewesen ist“, tritt vielerorts der mythisierende Rückgriff auf das vermeintlich Immergleiche und Geschichtsenthobene oder der Rückzug auf die unmittelbare Erfahrungswelt, zu der dann Geschichte höchstens noch als Heimat- bzw. Regionalgeschichte gehört. Oft wird Geschichte auch nur ästhetisierend angeeignet, im Staunen über den Glanz oder auch die vermeintlichen Absonderlichkeiten vergangener Epochen; die produktive Konfrontation der gegenwärtigen Lebenswelt mit ihrer geschichtlichen Herkunft wird dadurch eher erschwert als begünstigt.

Es läßt sich unschwer zeigen, daß alle diese Trends auch im kirchlichen Bewußtsein ihren Niederschlag finden oder schon gefunden haben. Man denke an Versuche, die nach langen Auseinandersetzungen auch in der katholischen Theologie heimisch gewordene historisch-kritische Exegese durch eine an mythischen Archetypen orientierte

Bibelauslegung wenn nicht zu ersetzen, so doch zumindest zu ergänzen. Das verbreitete Bedürfnis, Inhalte nach dem Grad ihrer persönlichen Bedeutsamkeit zu werten, findet unter Theologiestudenten sein Pendant in der viel gehörten Frage, ob denn Beschäftigung mit diesem oder jenem Stoff für den eigenen Glaubensvollzug etwas bedeute und sich damit auch erst wirklich lohne.

Unnötige Angst vor der Geschichte

Dem Syndrom aus allgemeiner Geschichtsunlust und innerkirchlichen Trends zur Geschichtsflucht z. T. gerade mittels Geschichts- und Traditionsbeschwörung ist nur beizukommen, wenn man sich das grundsätzlich spannungsreiche Verhältnis von Glaube und Kirche zur Geschichte vor Augen hält. Schließlich haben die problematischen Tendenzen im Umgang mit der Geschichte des christlichen Glaubens und der ihn bezeugenden Institution mit einem verkürzten Kirchenverständnis zu tun: Sie nehmen die *Geschichtlichkeit* und damit, theologisch gesprochen, die *Sündigkeit* der Kirche nicht genügend ernst.

Dabei kann es nicht darum gehen, sichtbare und unsichtbare, irdische und himmlische Kirche dualistisch auseinanderzuidividieren oder zu vergessen, daß Kirche in der Geschichte diese immer auch *übersteigt*. In jedem Gottesdienst schlägt sie den Bogen von der Schöpfung über die Geschichte Israels und Leben, Tod und Auferstehung Jesu bis zur eschatologischen Vollendung. In den Sakramenten wird nicht nur an ein vergangenes Heilsgeschehen erinnert, sondern dieses zeichenhaft vergegenwärtigt. In der Verkündigung wird nicht einfach Geschichte nacherzählt, sondern zur Nachfolge hier und jetzt aufgerufen.

Gerade weil sie nach ihrem Glauben nicht in der Geschichte aufgeht, hat es die Kirche nicht nötig, ihre konkrete Geschichte zu idealisieren, zu verkürzen oder leichtfertig für aktuelle Bedürfnisse zu funktionalisieren. Daß man offenbar diesen Versuchungen wieder stärker zu verfallen beginnt, hat deshalb nicht nur, aber doch in besonderem Maß mit *ekkesiologischen Akzentverschiebungen* zu tun. An die Stelle der konziliaren Ekklesiologie vom wandernden Gottesvolk tritt teilweise wieder ein eher an Hierarchie und Tradition orientiertes Kirchenbild, angereichert mit spirituellen Impulsen, in denen sich intensive Kirchenfrömmigkeit und offensive Weltzuwendung verbinden. Es handelt sich dabei um eine vielschichtige Entwicklung, der mit einigen abqualifizierenden oder emphatisch-zustimmenden Schlagworten nicht beizukommen ist. Unter diesen ekklesiologischen Vorzeichen fällt es allerdings wieder schwerer, Schuld und Versagen in der Geschichte der Kirche beim Namen zu nennen, die Vielschichtigkeit und Komplexität von Tradition zu würdigen und damit auch einen wirklichen Dialog mit der „Welt von heute“ zu führen. Im Grunde geht mit den Umschichtungen im Kirchenverständnis die Gefahr eines *zweifachen Wirklichkeitsverlusts* einher. Zum einen verfallen viele kirchliche Verlautbarungen in theologisch-spirituelle Engführungen, weil sie sich mit der gesellschaft-

lich-kulturellen Situation nur formelhaft und oberflächlich auseinandersetzen. Zum anderen kommt die Geschichte von Glaube und Kirche in ihren vielfältigen Schattierungen, Rezeptions- und Wandlungsprozessen nicht ausreichend zu ihrem Recht.

Deshalb ist es auch ein unerläßlicher Beitrag zur Korrektur neuer ekklesiologischer Verengungen, in der Kirche für mehr Offenheit, Gelassenheit und Ehrlichkeit im Umgang mit der Geschichte einzutreten. Allerdings sollte man es sich dabei nicht zu leicht machen. So ist niemandem damit geholfen, wenn in der Kritik an einer einseitig triumphalistischen oder zu sehr auf Kontinuitätsaufweise bedachten Geschichtsdeutung mit gleichermaßen vereinfachenden Gegenbildern historischer Entwicklungen oder Epochen gearbeitet oder ein Übermaß an Apologetik durch pauschale Schuldsprüche ersetzt wird.

Viel hängt demgegenüber davon ab, wie in der Kirche auf den verschiedenen Ebenen und an den einzelnen Lernorten über die Geschichte von Glauben und Kirche gesprochen und wie sie vermittelt wird. Das gilt für den Religionsunterricht ebenso wie für die kirchliche Erwachsenenbildung und das Theologiestudium. Es macht einen Unterschied, ob – natürlich dem jeweiligen Lern- und Erfahrungskontext angepaßt – wirklich Verständnis für die Geschichtlichkeit von Glaubensformeln, Frömmigkeitsformen und Institutionen geweckt wird oder ob der Rückgriff auf die Geschichte mehr der Selbstbestätigung und Immunisierung dient. Man wird in diesem Zusammenhang nicht zuletzt die entsprechenden Lehrbücher und katechetischen Materialien, die ja ein Stück weit das „offizielle“ Geschichtsbild zum Ausdruck bringen, genau unter die Lupe nehmen und eventuelle Veränderungen und Akzentverschiebungen beachten müssen.

Ehrlichkeit dient der Erneuerung

Dabei darf es der Kritik an geschichtsflüchtigen Tendenzen nicht darum gehen, als Ausweg aus den gegenwärtigen Spannungen und Krisen eine Art *kirchlichen Historismus* zu empfehlen, also ein differenzierendes, aber letztlich interesseloses Nachzeichnen vergangener Ereignisse, Gestalten und Denkformen. Die Forderung nach mehr Ehrlichkeit und Genauigkeit bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte will auch nicht neuen geistlichen Aufbrüchen in der Kirche im Wege stehen; man kann und sollte nicht das eine gegen das andere ausspielen. Vielmehr gilt: Eine wirkliche Erneuerung kann sich nicht auf Geschichtsmythen, auf Idealisierungen oder Beschwörungen einer großen Vergangenheit abstützen. Fruchtbare und herausfordernde Impulse aus der Glaubens- und Frömmigkeitgeschichte kann es nur geben, wenn man sich ihr auch wirklich ohne Scheuklappen stellt. Zwar würde die katholische Kirche durch einen ehrlichen Umgang mit ihrer Geschichte ihre Anziehungskraft nicht quasi automatisch vergrößern, sie würde aber manche Hindernisse aus dem Weg räumen helfen. Das gilt für ihr Verhältnis zur nachchristlichen Gesellschaft wie für den ökumenischen Dialog.

Ulrich Rub